

# **Gruppenmatrix und Theorie des Unbewussten.**

## **Über Bewegungen und Perspektiven in der gruppenanalytischen Theorie und Praxis <sup>1</sup>**

Erschienen in: gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppenanalytische Psychotherapie, Beratung und Supervision 2005 (15. Jg), H. 2., S.151-169

***Holger Brandes***

### ***Schlüsselwörter***

*Gruppenanalyse, Gruppenmatrix, Interventionsformen, nonverbale Kommunikation, psychodynamische Gruppenpsychotherapie, Unbewusstes*

### ***Zusammenfassung***

*Auf der Grundlage der gruppenanalytischen Methode von S. H. Foulkes wird gegen eine verengte Auffassung von psychoanalytisch orientierter Gruppenpsychotherapie argumentiert. Dabei wird mit Rückgriff auf neuere Ansätze zur Theorie des Unbewussten die Bedeutung nonverbaler, sinnlich-symbolischer Kommunikation für das Konzept der Gruppenmatrix herausgearbeitet und eine Begründung geliefert für die Integration von handlungsorientierten, auf die nonverbale Dimension des Gruppenprozesses abzielende Interventionsformen auch in gruppenanalytischen Ansätzen psychodynamischer Gruppenpsychotherapie.*

### ***Keywords***

*Group analysis, group matrix, intervention, nonverbal communication, psychodynamic group psychotherapy, unconcious*

### ***Summary***

***Groupmatrix and theory of the unconcious. Movements and perspectives in group analytic theory and practice.*** *Grounded in the group analytic approach of S.H. Foulkes arguments against an orthodox understanding of group analytic psychotherapy are given. On the background of new developments in the theory of unconcious the nonverbal, sensual-symbolic dimension of communication is fundamental for the group matrix. This underlines the importance of action-orientated and nonverbal types of intervention in psychodynamic group psychotherapy and even in group analytic approaches.*

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages auf der Jahrestagung der Sektion Klinik und Praxis im DAGG vom 23-25.3.2001 in München. Er ist Dr. med. Heiner Burkhardt gewidmet, mit dem mich drei Jahre der freundschaftlichen und anregenden Zusammenarbeit im Vorstand der Sektion verbinden.

## Ausgangspunkte

In der gruppenanalytischen Praxis ist der Rückgriff auf bewegungs- und aktionsorientierte Techniken keine Seltenheit und das Interesse an integrativen methodischen Ansätzen wächst. Ungeklärt ist dabei aber, inwieweit derartige methodische Öffnungen mit grundlegenden Prämissen des gruppenanalytischen Ansatzes vereinbar sind oder ob hiermit der Rahmen der Gruppenanalyse gesprengt wird.<sup>2</sup> Die Sektion Klinik und Praxis im DAGG regte dies an, 2001 ihre Jahrestagung unter die Frage zu stellen: „Kann Gruppenleitung orthodox sein?“ Zeitgleich haben wir es seit längerem in Nachbardisziplinen mit Diskussionen zu tun, die auch die gruppenanalytische Theoriebildung berühren. In der Londoner Zeitschrift „group analysis“ vom Dezember 2000 schreibt Farhad Dalal: „Es liegt eine Veränderung in der Luft – eine Veränderung in der Art, wie wir uns selbst als Psychotherapeuten und unsere Arbeit mit unseren Patienten sehen. Diese Veränderung ist tiefgehend, insofern sie eine neue Theorie von der menschlichen Natur und menschlicher Interaktion beinhaltet. Die gleichen Winde der Veränderung sind schon lange durch andere Disziplinen – Soziologie, Biologie, Geschichte, Mathematik und Philosophie – geweht und sie beginnen erst jetzt die Tore von Gruppenanalyse und Psychoanalyse zu durchschreiten“ (Dalal 2000, S. 545).

Sowohl die Frage nach der Legitimität handlungsorientierten Techniken im Rahmen der Gruppenanalyse als auch die Veränderung wissenschaftlicher Sichtweisen und Paradigmen in anderen Disziplinen provozieren dazu, intensiver über Grenzen bzw. offene Fragen in der gruppenanalytischen Theoriebildung nachzudenken.

### Die begrenzte Offenheit für Bewegung und Aktion bei Foulkes

Aus psychoanalytischer Perspektive betrachtet stellen Gruppenverfahren an sich schon einen so schwerwiegenden Bruch mit der Orthodoxie dar, dass die Vorstellung einer orthodoxen Gruppenanalyse absurd erscheint. Dennoch bestehen auch unter Gruppenleiterinnen und Gruppenleitern mehr oder minder explizite Vorstellungen darüber, was eine psychoanalytisch fundierte Gruppenleitung ausmacht und was nicht hiermit vereinbar erscheint. Dabei werden die Grenzziehungen unterschiedlich vorgenommen. Grob skizziert kann man zwei Grundrichtungen ausmachen: Einmal eine eng an die Psychoanalyse angelehnte Auffassung, nach der Gruppenanalyse lediglich die Übertragung der Psychoanalyse auf ein anderes Setting ist und zum anderen die Position, dass Gruppenpsychotherapie auch bei psychoanalytischer Orientierung ein eigenständiges Verfahren darstellt, das veränderte theoretische Sichtweisen erfordert und generiert.

Einer der prominentesten Vertreter der zweiten Auffassung ist S.H. Foulkes.

Obwohl oder gerade weil Foulkes bezogen auf die Psychoanalyse einen eher orthodoxen Standpunkt einnahm, war er sich bewusst, dass vieles hiervon nicht oder nur eingeschränkt auf das Gruppensetting zu übertragen ist. Er plädierte auch bereits für eine theoretische Öffnung und selbst in Grundfragen für eine Modifikation psychoanalytischer Auffassungen. In seiner Praxis hielt er aber noch an dem Setting der Gesprächsrunde fest, das an der

---

<sup>2</sup> Harald Forst und Beate Rasper beispielsweise eröffneten 1999 einen Vortrag auf dem Symposium zu „Körper und Gruppenanalyse“ des Münsteraner gruppenanalytischen Instituts u.a. mit der Fragestellung: „... aus einem festen Kreis wird eine bewegte Szene, neben bewegte Worte treten bewegende Handlungen, die Konzeptionen der Gruppenanalyse bewegen und erweitern sich. – Oder verlassen wir da den Boden der Gruppenanalyse?“ (1999, S. 54)

psychoanalytischen „Sprachkur“ orientiert war. Wenn es überhaupt Sinn macht, von gruppenanalytischer Orthodoxie zu sprechen, dann wohl mit Bezug auf dieses Setting des Stuhlkreises und einen Leitungsstil, der ausgehend von der vom psychoanalytischen Prinzip der freien Assoziation abgeleiteten frei-fließenden Diskussion abzielt auf das Unbewusste der Teilnehmer, auf Übertragungsprozesse und deren verbale Deutung.

Dabei muss man wissen, dass bereits in der Gründungs- und Konsolidierungsphase der Gruppenanalyse gegenüber anderen Techniken eine recht offene Haltung bestand. So war es schon Ende der 60er Jahre ein Diskussionspunkt, inwieweit Gruppenanalyse auf den verbalen Austausch zentriert sein müsse bzw. inwieweit andere, unmittelbarer auf den Ausdruck durch Körper und Handlung ausgerichtete Techniken, in ihr Platz haben sollten. Foulkes selbst hatte aufgrund seiner kritischen Auseinandersetzung mit Moreno hierzu eine Haltung, die man am ehesten wohl als „*begrenzte Offenheit*“ bezeichnen kann. In einem Kommentar zu einem Artikel von Mathilde Trappe zur Kombination von Gruppenanalyse mit direkten Handlungselementen schrieb er 1969: „Wie auch immer, wir müssen uns vergegenwärtigen, dass Gruppenanalyse eine freiere Technik ist als Psychoanalyse; sie ist eine Form der Psychotherapie und wir können Techniken, die wir nicht mit Psychoanalyse mischen würden, in sie einbauen oder als sinnvoll akzeptieren“. Und er fährt fort: „Ich würde mich zurückhalten, diesen Schritt zu tun, bevor ich mehr von seiner Nützlichkeit überzeugt bin. Aber ich denke nicht, dass jüngere Menschen entmutigt werden sollten, mit dieser Methode zu experimentieren“ (Foulkes 1969, S.42).

Diese begrenzte Offenheit in Fragen der Praxis korrespondiert mit Foulkes theoretischer Position, wie er sie in seinen Schriften entwickelte. Gegenüber der Psychoanalyse einerseits und Jacob Moreno andererseits betont er den Zusammenhang von Sprechen und Handeln und die prinzipielle Gleichwertigkeit verbaler und nonverbaler Kommunikation (vgl. Brandes 1994). Aus dieser Perspektive ist jede Kommunikation zugleich Handlung, wie auch alle Handlungen als Kommunikation aufgefasst werden können und müssen. Gestik, Mimik, Bewegungen und Körperhaltungen, letztlich jedes Geschehen in der Gruppe wird als Kommunikation gefasst (vgl. Foulkes 1971).

Obwohl Foulkes damit Positionen überwindet, die eine scharfe Grenzziehung zwischen Handeln und Sprechen vornehmen und jeweils das eine gegenüber dem anderen favorisieren, kann er sich dennoch nicht davon freimachen, der *Bewusstmachung im Sinne kognitiver Einsicht* eine zentrale Rolle im therapeutischen Prozess zuzuschreiben. Letztlich misst er der verbalen Kommunikation so noch eindeutig größeres Gewicht bei und bestimmt Sprechen als „schließlich und endlich die Hauptbeschäftigung der Gruppe“, wobei er aber Sprache als Medium des emotionalen Ausdrucks betont<sup>3</sup>, auf „die unbewusste und symbolische Bedeutung des Akts des Sprechens“ (1971) verweist und sich gegen eine intellektualistische Auslegung des Sprechakts und auch des Begriffs der Analyse wendet. Er hält es für notwendig, im therapeutischen Prozess den Übergang von einer eher distanzierteren zu einer mehr körpernahen Sprechweise zu fördern, die vom Hier und Jetzt der Gruppensituation bestimmt ist, in der die verbale "Beschreibung" zugunsten des unmittelbaren Ausdrucks zurücktritt und die Metaphern und Sprachbilder nutzt.

Gegenüber der unmittelbaren Aktion, so wie sie beispielsweise Moreno favorisierte, hegte er einerseits die Befürchtung, dass sie Übertragungsprobleme aufwirft und andererseits sieht er Abgrenzungsprobleme gegenüber dem „Ausagieren“ im psychoanalytischen Verständnis von Widerstand gegen therapeutische Einsicht. (Foulkes 1969, vgl. Brandes 1994). Folglich definiert Foulkes an anderer Stelle, dass in der Gruppenanalyse „die Tendenz zur Aktion...

---

<sup>3</sup> „Indem die verbale Kommunikation den Vorzug in unseren Gruppen besitzt,“ schreibt er, „wird diese Art des Kontakts, also Sprechen, zwangsläufig für alle Arten von unterdrückten libidinösen, aggressiven oder auch defensiven Funktionen verwandt, solche wie Berühren, Kämpfen, Anklammern“ (1971, S. 7)

gewissermaßen mitten in ihrem Fluss eingefroren und zur Betrachtung herangezogen“ (1974, S.104) werde.

Diese unaufgelöste Widersprüchlichkeit in Foulkes Auffassung vom Verhältnis von Sprechen und Handeln in der Gruppenanalyse hat zur Folge, dass gruppenanalytische PraktikerInnen sich auf theoretisch ungesichertem Boden bewegen, wenn sie sich zugunsten direkter Aktion von der frei-fließenden Gruppendiskussion entfernen. Sie sind auch weitgehend auf sich allein gestellt, was die Beantwortung der Frage nach dem entscheidenden therapeutischen Wirkmoment angeht.

## Theoretische Problemfelder

Die Widersprüchlichkeit in Foulkes Konzeption hängt mit komplexen theoretischen Problemen zusammen, deren sich Foulkes bewusst vor, auf die er aber nur unvollständige Antworten zu geben in der Lage war. Farhad Dalal hat in einem Buch mit dem Untertitel: „Towards a Post-Foulkesian Group Analytic Theory“ (Dalal 1998) darauf hingewiesen, dass in der Foulkes'schen Konzeption letztlich zwei Ansätze unverbunden nebeneinander stehen: Der psychoanalytische Ansatz (Dalal spricht hier vom „orthodoxen Foulkes“) und der sozialwissenschaftliche, von Norbert Elias beeinflusste Ansatz. Die Widersprüche zwischen beiden Denktraditionen durchziehen das ganze Werk von Foulkes.

Bezogen auf das Verhältnis von Denken und Sprechen und die Frage nach der Bedeutung von Einsicht und Bewusstmachung für therapeutische Veränderung habe ich bereits hierauf hingewiesen.

In der Frage nach der *theoretischen Konzeptualisierung des Gemeinsamen in der Gruppe*, kommt diese Widersprüchlichkeit darin zum Ausdruck, dass der hierauf bezogene zentrale Begriff der *Gruppenmatrix* theoretisch nur unzureichend fundiert bleibt, wobei Foulkes häufig auf metaphorische Vergleiche (z.B. mit dem neuronalen Netzwerk oder dem Mutterboden) zurückgreift.

Am deutlichsten aber ist dies beim *Begriff des Unbewussten* bei Foulkes: Er sieht völlig klar, dass das Gruppensetting die Annahme eines gemeinsamen (kollektiven) Unbewussten unumgänglich macht und er benennt auch Begrenzungen der psychoanalytischen Auffassung des Unbewussten, insbesondere deren Individuumszentriertheit und die Reduzierung auf eine dem Sozialen entgegenstehende Triebdynamik. Letztlich verfügt er aber über keine überzeugende theoretische Alternative und muss so immer wieder mit einem Begriff des Unbewussten operieren, von dessen Unangemessenheit er überzeugt ist.

Soweit ich es sehe, hat es von wenigen Ausnahmen abgesehen (z.B. Dalal 1998 ff.), nach Foulkes Tod eine innovative theoretische Diskussion in der Gruppenanalyse kaum gegeben. Mehr noch: Häufig ist es so, dass theoretische Diskussionsbeiträge hinter den seinerzeit von Foulkes und Elias erreichten Stand einer *Theorieentwicklung aus der Perspektive der Gruppe* zurückfallen und lediglich psychoanalytische Prinzipien und Theoreme auf Fragestellungen der Gruppenmethode übertragen.<sup>4</sup> Die absolute Mehrzahl der theoretischen Stellungnahmen

---

<sup>4</sup> Ein Beispiel hierfür ist auch Oberhoff (1995), obwohl er in innovativer Absicht nach den Konsequenzen der Säuglingsforschung für das Matrixkonzept gefragt. Sein Beitrag ist beispielhaft für eine theoretische Diskussion, die gerade *nicht* aus der Perspektive der Gruppe erfolgt und in der die Widersprüche in Foulkes Konzeption im Sinne einer konventionell psychoanalytischen Denkweise aufgelöst werden. Indem die Gruppenmatrix mit der „frühen Mutter-Kind-Matrix“ verglichen wird, gerät gerade das Spezifikum des sozialen Phänomens „Gruppe“ und der Zusammenhang mit übergreifenden sozialen Kontexten verloren.

verlängert so bestenfalls psychoanalytische Diskussionen auf das Gruppensetting – häufig noch nicht einmal auf dem aktuellsten Stand der psychoanalytischen Diskurse.

## Die Theorie des Unbewussten

Dem *Problem der theoretischen Konzeptualisierung des Unbewussten* kommt forschungsstrategisch für die Weiterentwicklung der gruppenanalytischen Theorie eine Schlüsselrolle zu, weil die Frage nach dem therapeutischen Wirkmoment wie auch die nach dem Gemeinsamen in der Gruppe (Matrixproblem) nicht unabhängig hiervon gelöst werden können.

Wenn man auch nur ausschnittsweise verfolgt, was derzeit in Psychoanalyse, Entwicklungspsychologie, Kognitionswissenschaft, Neurowissenschaften, Soziologie und anderen Disziplinen diskutiert wird, kommt man nicht umhin, zuzugestehen, dass eine grundsätzliche Revision unserer Auffassung vom Unbewussten ansteht bzw. bereits begonnen hat.

Ich kann diese Diskussionen hier nicht umfassend würdigen, sondern will nur einige Grundzüge und Konsequenzen hervorheben.

Für Freud war seinerzeit das Psychische nur in Form von Gedanken und Phantasien vorstellbar war, deshalb schrieb er auch dem Unbewussten zu, es sei in Form unbewusster Vorstellungen, Gedanken oder Phantasien existent. Zentral war dabei die Annahme eines Verdrängungsprozesses als Ursprung jeglichen Unbewussten. Um die Allgemeingültigkeit des Verdrängungstheorems plausibel zu machen, bedurfte es der Unterstellung einer ursprünglichen (primärhaften) Phantasietätigkeit schon im Säuglingsalter und die Annahme einer in der frühesten Konstituierungsphase der Psyche stattfindenden „Urverdrängung“.

Im Gegensatz zu diesen Grundannahmen Freuds spricht auf dem Stand der heutigen Säuglingsforschung vieles gegen eine frühe Phantasietätigkeit des Säuglings (vgl. Dornes 1997) und für eine veränderte Auffassung von der Existenzform und Struktur unbewusster psychischer Repräsentation.

So wurde die Annahme erhärtet, dass zumindest ein Teil dieser Repräsentanzen weder bildhaft noch begrifflich existent und gespeichert ist, sondern nur in physiologischen und neurophysiologischen, d.h. körperlich gespeicherten *Schemata* oder *Mustern*. Als einer der ersten beschrieb Piaget diese als sensumotorische Handlungsschemata und grenzte sie bereits von frühen begrifflichen (voroperationalen) Denkformen ab. Lorenzer (1984) meinte ähnliches, wenn er von organismischen Interaktionsformen sprach. Die heutige Säuglingsforschung bestätigt diese Perspektive: Lichtenberg (1991) geht vor ihrem Hintergrund von der Bildung von Wahrnehmungs-Handlungs-Affekt-Mustern aus und Dornes spricht vom prozeduralen Unbewusstem in Form impliziten Handlungswissens. Alle diese Versuche einer begrifflichen Fassung zielen auf Repräsentationsformen ab, die unmittelbar im Körper selbst gespeichert sind, nur agierend ausgedrückt werden können und lediglich vage und reduziert - wenn überhaupt - in Sprache übersetzbar sind. Hier fungiert in erster Linie der Körper selbst als Gedächtnis und Ausdrucksmittel.

Da Freud den menschlichen Körper nur als biologische und nicht als biologisch-soziale Einheit dachte, besteht bei ihm zwischen *körperlichem und sprachlichem Ausdruck*, *zwischen Unbewusstem und Bewusstem*, *zwischen Primärprozess und Sekundärprozess* immer eine relative Kluft und die Frage nach deren Überwindung stellt sich als Kernproblem sowohl der psychoanalytischen Theorie wie auch deren Praxis. Hiermit hängt zusammen, dass Freud

genau genommen über keine Theorie der unbewussten Kommunikation verfügte und auf wenig überzeugende Metaphern<sup>5</sup> zurückgreifen musste, um diese zu erklären.

Die vor dem Hintergrund insbesondere der empirischen Säuglingsforschung entwickelten Modellbildungen zum Unbewussten legen dagegen nahe, von der theoretischen Annahme einer *Zwischensphäre* oder einem *Zwischenniveau* auszugehen, das die sensumotorischen Handlungsschemata (das implizite Handlungswissen) mit dem Niveau der sprachsymbolischer Repräsentation (dem bewusstseinsfähigen deklarativen Wissen) verbindet. Hierbei handelt es sich nach dem bisherigen Erkenntnisstand um ein *eigenständiges* Niveau psychischer Repräsentanzen, das *qualitative* Unterschieden zu den beiden anderen Niveaus aufweist. Insofern ist damit etwas ganz anderes angesprochen als die Übergangssphäre des „Vorbewussten“ bei Freud.

Lorenzer hat schon vor geraumer Zeit (1984) den Versuch unternommen, diese psychischen Repräsentationen als *sinnlich-symbolische Interaktionsformen* zu beschreiben, die entwicklungslogisch zwischen organismischen und sprachsymbolischen Repräsentanzen angesiedelt sind.

Unter entwicklungspsychologischer Perspektive beziehen sich die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen auf das *vor* dem Spracherwerb liegende Spiel des Kindes mit Gegenständen und das experimentierende Einlassen auf andere Personen, wobei die mit der Mutter erfahrene Praxis bereits in den sozialen Raum hinein erweitert wird. In der Entwicklung des Kindes kommt es hierbei zu ersten Symbolbildungen, wobei das Symbol aber noch Teil eines unmittelbar sinnlichen, szenischen Interaktionsfeldes bleibt; gleichzeitig ist in ihm der weitere soziale Zusammenhang bereits präsent und wird aktiv-spielerisch angeeignet. Aus dem Spektrum möglicher Gegenstände sind für diese Entwicklungsphase besonders diejenigen von zentraler Relevanz, die zweckfrei als Bedeutungsträger fungieren. Lorenzer denkt in erster Linie an den Körper als soziales Ausdrucksmittel und an dessen Gesten und Haltungen, aber auch an Bilder, Musik, Tanz und andere Ausdrucksformen, die einen unmittelbar szenischen Zusammenhang symbolisieren.

Die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen "verknüpfen die unbewussten Verhaltensmuster mit den sprachsymbolischen Interaktionsformen" (ebd., S.166) und gleichzeitig verklammern sie die individuelle Erfahrung mit dem kollektiv Verbindlichen. Beide Linien treffen die Bewegungen des Individuums dort, "wo Körperlichkeit, Emotionalität und Bewusstsein noch ungetrennt zusammen sind: in den leiblichen Gesten" (Lorenzer 1984, S.35).

Lorenzer folgend besteht Grund zu der Annahme, dass es gerade diese sinnlich-symbolischen Interaktionsformen sind, die "die Grundlage von Identität und Autonomie und insofern die Schaltstelle der Persönlichkeitsbildung überhaupt" bilden (ebd., S.163). Sie konstituieren eine

---

<sup>5</sup> Beispielsweise antwortet Freud 1912 auf die selbstgestellte Frage, wie denn die unbewusste Kommunikation zwischen Analytiker und Analysand zustande kommt, mit der Analogie von Sender und Empfänger beim Telefonieren: „Der Analytiker soll dem gebenden Unbewussten des Kranken sein eigenes Unbewusstes als empfangenden Organ zuwenden, sich auf den Analysierten einstellen wie der Receiver des Telephons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen der Leitung wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewusste des Arztes befähigt, aus den ihm mitgeteilten Abkömmlingen des Unbewussten dieses Unbewusste, welches die Einfälle des Kranken determiniert hat, wiederherzustellen.“ (S.175f.) Eine solche Analogie wie die von den elektrischen Schwingungen ist vielleicht geeignet, in einer ersten Annäherung zu illustrieren, was mit unbewusster Kommunikation gemeint ist, darüber hinaus führt sie aber mit dem aus der Physik entliehenen Bild eher von der Problemstellung weg, welches die spezifisch sozialen Medien und Mechanismen sind, über die in der direkten zwischenmenschlichen Interaktion eine solche unbewusste Kommunikation zustande kommt.

Tiefenschicht der Persönlichkeit, da sie leibnäher sind als die auf ihnen fußenden sprachsymbolischen Interaktionsformen.

Die Überlegungen Lorenzers sind nicht zuletzt wegen der Zurückweisung des klassischen Triebbegriffs in der psychoanalytischen Diskussion zumeist selektiv oder kritisch rezipiert worden. Vor dem Hintergrund der Säuglingsforschung kommt ihnen aber neues Gewicht zu: Durch experimentelle und empirische Forschung werden sie rückwirkend bestätigt und sie weisen erhebliche Übereinstimmungen mit neueren theoretischen Überlegungen aus diesem Feld auf.

Stern (1992) beispielsweise geht in seinem Modell der Entwicklungsphasen des Selbst bezogen auf die beiden Entwicklungsphasen zwischen einem halben und eineinhalb Jahren, dem Kern-Selbst und dem subjektiven Selbst, von der Annahme eines „Episodengedächtnisses“ aus. Er spricht von „Generalisierten Interaktionsrepräsentanzen“ (RIGs), die sich als Grundlage der Entwicklung intersubjektiv kommunizierbarer Symbolik herausbilden.

In ähnliche Richtung geht Dornes, der vor dem Hintergrund der Säuglings- und Kleinkindforschung den Begriff des „prozeduralen“ Unbewussten einführt und folgende Differenzierung vornimmt: „Es gibt verschiedene Niveaus, auf denen prozedurales Wissen im Laufe der Entwicklung organisiert wird: 1. Im Säuglingsalter ist es reines Handlungswissen, dargestellt durch automatisierte Gefühlsgewohnheiten in bestimmten Situationen, die auch im späteren Alter erhalten bleiben. 2. Die Gefühlsgewohnheiten können ab etwa eineinhalb bis zwei Jahren in symbolischen Spielhandlungen dargestellt und 3. einige Zeit später auch in Sprache übersetzt werden. In dieser letzten Form sind sie dann dem Bewusstsein verfügbar und deklaratives Wissen geworden, d.h. ein Wissen, das man nicht nur ‚hat‘, sondern eines, das man sich auch vergegenwärtigen kann“ (1997, S. 316).

Das verdrängte dynamische Unbewusste, auf das Freud im wesentlichen abzielte, entsteht vermutlich genau an dem Übergang zwischen sinnlich-symbolischer und sprachsymbolischer Kommunikation bzw. durch die Nähe der sinnlich-symbolischen Repräsentanzen zu den sprachsymbolischen.<sup>6</sup>

Die folgende Graphik fasst die Annahmen Lorenzers, Sterns, Dornes u.a. zum Aufbau psychischer Repräsentationen und damit zur Theorie des Unbewussten im Überblick und im Kontrast zum Freudschen Modell zusammen:

---

<sup>6</sup> An dieser Stelle besteht m. E. noch ein erhebliches theoretisches Defizit, insofern bislang keine schlüssige Theorie der Verdrängung existiert, die mit den heutigen Auffassungen von psychischen Repräsentanzen kompatibel ist. Lorenzer (1970, 1977) hat diesbezüglich Versuche unternommen, die aber noch an einen früheren Stand seiner eigenen Theoriebildung, vor Einführung des Konzepts der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen als eigenständigem Niveau, anschließen.

## Theorie des Unbewussten/Formen psychischer Repräsentation

Freud	Stern u.a.	Lorenzer	Dornes
Ur- ver- dräng- te	Sensomotorische Schemata (Piaget) Wahrnehmungs-Handlungs-Affekt Muster (Lichtenberg) -	Organismische Interaktionsformen	Prozedurales Unbewusstes als <b>implizites Handlungswissen</b>
Ver- dräng- te  Phan- tasien	Episodengedächtnis (RIGs) Generalisierte Interaktionsrepräsentanzen Übergang zur Entwicklung kommunizierbarer Symbolik	Sinnlich-symbolische Interaktionsformen (szenisch gebunden)	Symbolisch dar- stellbares prozedurales Unbewusstes
Vbw.  Be- wusst- sein	Sprachliche Repräsentation	Sprachsymbolische Interaktionsformen	dem Bewusstsein als <b>deklaratives Wissen</b> verfügbar

## Der soziale Habitus

Bemerkenswert ist, dass die Annahme einer Zwischensphäre zwischen unmittelbarer Körperlichkeit und sprachlicher Ausdrucksform auch mit soziologischen Debatten um eine Soziologie des Körpers in Übereinstimmung ist. Die von Lorenzer aus psychoanalytischer Sicht diskutierte Frage einer Zwischenschicht sinnlich-symbolischer Interaktionsformen entspricht dem, was Pierre Bourdieu (1976, 1987) aus soziologischer Sicht als *Habitusbildung* beschreibt: Aus dieser Sicht ist der *Körper* in einem fundamentalen Sinn *Bedeutungsträger* und fungiert nicht nur als Arbeitsmittel, sondern auch als soziales Ausdrucks- und Kommunikationsmittel. Der menschliche Körper ist nie nur biologischer Körper, sondern von den ersten Lebensäußerungen eines Individuums an eine Einheit von Sozialem und Biologischem: Er wird in allen Dimensionen seiner Wahrnehmung und seines Gebrauchs sozial konstituiert. Es gibt keine Körperhaltung und keine Geste, die nicht von der Gesellschaft mit Bedeutung unterlegt sind und die nicht als Bedeutungsträger fungieren. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang vom „sozialen Habitus“, der in den körpernahen Interaktionen angeeignet wird und zugleich deren Grundlage ist. Der Habitus, so wie ihn Bourdieu auffasst, ist mehr als nur „Haltung“ oder „Einstellung“, obwohl eine bestimmte Haltung und Einstellung zu unterschiedlichsten Bereichen des Lebens nach sich zieht bzw. nahe legt. Der Habitus ist auch weniger eine Ordnung im Hirn als eine verleblichte, in den Körper eingeschriebene Ordnung. Der Habitus - das sind die einverlebten Werte, die durch körpernahe Interaktion in einem bestimmten sozialen Kontext unvermeidbar angeeignet werden. Hierbei spielt das Bewusstsein eine nur nachgeordnete Rolle; der Zusammenhang von objektiven Strukturen und habituellen Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsmustern ist



weitgehend ein unbewusster. Bourdieu spricht deshalb auch vom Habitus als „Spontaneität ohne Willen und Bewusstsein“ (1987, S.105).

Der Habitus geht zurück auf die frühen Erfahrungen insbesondere im körpernahen Umgang des Kindes mit den Erwachsenen. Dabei sind es in erster Linie die Verhältnisse in den Familien (die Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, das Verhältnis zu Verwandten, die familiäre Objektwelt und anderes), die bei den heranwachsenden Individuen jene Habitusstrukturen erzeugen, „welche wiederum zur Grundlage der Wahrnehmung und Beurteilung aller späteren Erfahrung werden“ (Bourdieu 1987, S.101). In diesem Sinne gewährleistet der Habitus „die aktive Präsenz früherer Erfahrungen“ (ebd.), wobei er den Körper zu einer Art Gedächtnis macht, einem Gedächtnis freilich, das unabhängig ist von bewusstem Erinnern und Vergessen, deshalb aber umso wirkungsvoller in der Aufbewahrung dieser Erfahrungen.

In der Entwicklung der eigenen Tätigkeit, bestimmt durch den körpernahen Umgang mit der erwachsenen Person, eignet sich das Kind in den ersten Lebensmonaten und -jahren folglich zugleich grundlegende gesellschaftliche Muster und Bedeutungen an, die z.B. die Zuordnung der Geschlechter zueinander, das Verhältnis von Unterordnung und Durchsetzung, von Nähe und Distanz, von Ordnung und Unordnung oder von Aktivität und Passivität (um nur einiges zu nennen) betreffen. Folgt man Bourdieu, sind die wichtigsten und fundamentalsten sozialen Muster und Klassifikation auf dieser habituellen Ebene der Repräsentation in den Individuen verankert.

Je früher und damit körpernäher dieser Aneignungsprozess der verleblichten Symbolik erfolgt, desto weniger sind beim Kind hierbei Handlung und Wissen differenziert. Desto mehr fungiert der Körper selbst als das wesentliche soziale Mittel zur Kommunikation und Orientierung und desto schwerer fällt es dem Individuum später, hierzu eine distanziertere und folglich bewusstere Haltung einzunehmen. Mit anderen Worten: Je weniger in diesem Prozess die sprachliche Kommunikation bereits abgetrennt und relativ verselbständigt ist, desto unbewusster sind dem Individuum diese Orientierungen und desto schwerer muss es ihm später fallen, diese einer bewusst-distanzierten Handhabung und gegebenenfalls Veränderung zugänglich zu machen.

„Das derart Einverlebte findet sich jenseits des Bewusstseinsprozesses angesiedelt, also geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen, geschützt selbst noch davor, explizit gemacht zu werden: Nichts erscheint unaussprechlicher, unkommunizierbarer, unersetzlicher, unnachahmlicher und dadurch kostbarer als die einverlebten, zu Körper gemachten Werte...“ (Bourdieu 1976, S.200).

Das was von Lorenzer als psychische Repräsentanzen in Form sinnlich-symbolischer Interaktionsformen beschrieben wird, findet sich aus soziologischer Perspektive in der Beschreibung des sozialen Habitus wieder. Wir stoßen hier auf eine bemerkenswerte Entsprechung psychoanalytischer und soziologischer Denkanstrengungen. Bourdieu geht es darum, wie die sozialen Strukturierungen und Werte sich als Dispositionen auf Seiten der Subjekte wiederfinden, Lorenzer geht es um die Widerspiegelung des Sozialen im Unbewussten. Beide Perspektiven verweisen auf die Nahtstelle *zwischen unmittelbarer Sinnlichkeit und sprachlicher Symbolverfügung (und damit Bewusstheit)*, und zum anderen *zwischen Individualität und Kollektivität*. Lorenzers Überlegungen zielen dabei nicht nur auf den Zwischenbereich zwischen Sinnlichkeit und Bewusstsein ab, sondern auch auf den Übergang von der Dyade zum sozialen Raum und verbinden die Tiefenstruktur der Persönlichkeiten mit der Dynamik der Gruppe. Bourdieu betont, dass die von den Individuen als unhinterfragbar „natürlich“ und fundamental zu ihrer Persönlichkeit gehörig empfundenen einverlebten Werte die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen ausdrücken und das in diesem Sinne im sozialen Habitus der Leib zum Ausdrucksmittel eines sozialen Unbewussten wird.

Aus der Verbindung beider Perspektiven eröffnet sich die Möglichkeit der theoretischen Fundierung einer bei Foulkes selbst nur ansatzweise entwickelten Sichtweise: Einerseits wird damit die Annahme einer fundamental *sozialen Natur* des Unbewussten erhärtet, zum anderen unterstreicht dies die Perspektive auf die *Gruppe als Instanz der Persönlichkeitsbildung*.

## Versuch einer theoretischen Verdichtung des Konzepts der Gruppenmatrix

Es ist anzunehmen, dass sich das kollektive Unbewusste, von dessen Existenz sowohl Foulkes als auch andere Pioniere der Gruppentherapie (beispielsweise Moreno, vgl. Brandes 1994) in ihren Konzeptionen ausgehen, über die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen im Sinne von Lorenzer konstituiert. Damit ist zumindest eine erste Annäherung möglich an das von Foulkes aufgeworfene Problem, wie wir das Unbewusste *aus der Perspektive der Gruppe* theoretisch denken können. Zugleich berührt dies die Frage nach dem theoretischen Fundament des Konzepts der *Gruppenmatrix*.

Die zentrale Aussage von Foulkes zu dem, was er die Gruppenmatrix nennt, ist die, dass man unter der Matrix das *Netzwerk* aller verbalen und nonverbalen Kommunikation zu verstehen habe. Die einzelnen Individuen werden quasi als „Knotenpunkte“ in diesem Netzwerk gedacht. Diese metaphorische Beschreibung versucht Foulkes an verschiedenen Stellen über Rückgriff auf den Kommunikations- und den Beziehungsbegriff zu konkretisieren. Dabei ist sich Foulkes des Problems bewusst, dass unsere Sprache und Denkweise dazu verführt, das mit dem Matrixbegriff gemeinte zu Substantifizieren, in Innen-Außen-Gegensätzen zu denken oder auf Bewusstseinsprozesse zu reduzieren. Er betont deshalb immer wieder, dass sich die Matrix nicht aus der Perspektive der Individuen verstehen lässt, sondern nur von einem streng interaktionellen Standpunkt aus:

"Die Gruppe ist eine Matrix von interpersonalen Beziehungen, und die Ereignisse, die in ihr stattfinden, sind interpersonale Phänomene. Diese Beziehungen und diese Ereignisse existieren buchstäblich im Raum zwischen (in between) zwei und mehr Menschen; sie geschehen nicht in der einen oder in der anderen Person, sondern können nur durch die Interaktion von zwei oder mehr Menschen entstehen. Wir haben hier ein neues Element unter Beobachtung" (Foulkes & Anthony, 1973, S. 258).

Foulkes spricht an anderer Stelle davon, dass die Matrix durch Kommunikation *hergestellt* wird (Matrix als Netzwerk von Kommunikationen), wobei er verbale und nonverbale sowie bewusste und unbewusste Kommunikationen gleichermaßen hieran beteiligt sieht.<sup>7</sup>

Wenn wir die substanziellsten Aussagen von Foulkes zur Matrix mit dem vorhergehend referierten Diskussionsstand zu den Niveaus psychischer Repräsentanzen verbinden, liegt es nahe, *die dynamische Matrix der Gruppe in den sinnlich-symbolischen Kommunikationen verankert zu denken*. Die in den Körper eingeschriebene Symboldimension, die über Körperhaltungen, Gesten und Mimik szenisch kommuniziert wird, repräsentiert aufgrund ihrer Leibnähe einen unmittelbaren Ausdruck des Unbewussten und damit auch der Tiefenschicht der Persönlichkeiten der Akteure. Vieles spricht dafür, dass diese Symboldimension in der Gruppe genau das konstituiert, worauf der Matrixbegriff abzielt und

---

<sup>7</sup> „Solche Kommunikationen können Handlungen (acts) sein, aktive Botschaften, verbales Verhalten, Aktionen, Bewegungen, Ausdrucksformen im Sinne von Gefühls- und Stimmungsäußerungen, stille Übermittlungen von Stimmungen... Viel von dieser Kommunikation oder diesen Kommunikationsprozessen kann bewusst sein, aber viel häufiger sind sie es nicht. Es muß auch angemerkt werden, dass sogar ganz bewusste Mitteilungen ihre unbewussten Aspekte haben“ (Foulkes 1971, S.7).

was mit „Gruppendynamik“, „Gruppenklima“ oder „Atmosphäre in der Gruppe“ nur ungenau verbalisiert werden kann, aber offensichtlich Grundlage und Hintergrund der sprachlichen Kommunikation ist.

Im deutschsprachigen gruppenanalytischen Diskurs sind entsprechende Überlegungen bereits von Rolf Haubl (1988) und Thomas Mies (1991) geäußert worden, aber ohne merkliche Resonanz geblieben. Mies nimmt an, dass die Gruppenmatrix „durch körpernahe Sozialbeziehungen konstituiert“ wird: „Das Individuum entwickelt in diesen Beziehungen im Verhältnis zu seinem eigenen Körper und den Körpern der Bezugspersonen in der Gruppe seine Identität und eignet sich dabei zugleich fundamentale Regulative an, die den Zusammenhang von biologischer und kultureller Ordnung in der Gesellschaft sichern“ (1991, 49). Direkt anschließend an die Begrifflichkeit von Lorenzer formuliert Haubl, dass die Gruppenmatrix im Sinne Foulkes „in sinnlich-symbolischen Interaktionsformen verankert ist, die die Basis bilden für die sprachsymbolische Verständigung der Gruppenteilnehmer, (vgl. Haubl 1988, S.245). Dieser Grund, die Matrix der Gruppe, sei „sprachlich nie erschöpfend auszuloten und schon gar nicht im konventionellen sprachlichen Zugriff zu erreichen. Aber er wird von den Gruppenteilnehmern szenisch verstanden und dementsprechend in Szene gesetzt.“ (1988, S.245).

Aus dieser Perspektive lässt sich auch die von Foulkes vorgeschlagene Differenzierung zwischen *dynamischer Matrix* und *Grundlagenmatrix* aufgreifen und theoretisch verdichten. Mit Grundlagenmatrix bezeichnete Foulkes die Gemeinsamkeiten, die die Gruppenmitglieder teilen, noch bevor die Gruppe konstituiert ist. Hierzu zählt er neben der Sprache Gemeinsamkeiten kultureller und ethnischer Art, aber auch ein gemeinsames Verständnis des Geschlechter- und Generationenverhältnisses. Aus der Perspektive des kultursoziologischen Ansatzes betrachtet zielt Foulkes hier im wesentlichen auf das ab, was Bourdieu als „sozialen Habitus“ bezeichnet, nämlich die zu Körper gemachten sozialen Werte und Differenzierungen. In anderer Begrifflichkeit kann man auch davon sprechen, dass sich hierin das gesellschaftlich Unbewusste ausdrückt, welches die Teilnehmer verleibt in die Gruppe mitbringen (vgl. Brandes 1992).

Die Formen des sozialen Habitus, die die Gruppenmitglieder spontan in Körperhaltungen, Sprechweise und Bekleidung etc. ausdrücken und wechselseitig erkennen, fungieren als *soziale Mittel* der nonverbalen Kommunikationen, auf denen die dynamische Matrix der Gruppe beruht. Sie sind auch die Grundlage für Hierarchiebildungen, implizite Machtkonstellationen und die Bildung von informellen Untergruppen im dynamischen Prozess der Gruppe, insofern der Habitus immer die Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Gruppen und Milieus ausdrückt. Die Gruppenteilnehmer benutzen die hierdurch ausgedrückten Zugehörigkeiten, um sich in einer neu formierten Gruppe zu orientieren und zu positionieren.

Foulkes folgend gilt für das Verhältnis von Grundlagenmatrix und dynamischer Matrix, dass erstere aus Sicht der Gruppe den Hintergrund für die dynamischen Prozesse abgibt. Diese Annahme ist in Übereinstimmung mit der Perspektive des Habituskonzeptes: Die sozialen Habitusformen der Teilnehmer drücken spezifische soziale Positionen, kulturelle Hintergründe und Interpretationen des Geschlechter- und Generationenverhältnisses aus, die in ihrer Bedeutung *gesellschaftlich* festgelegt sind und in der therapeutischen Gruppe letztlich auch nicht verändert werden können. Aus dieser Sicht kommt jetzt auch der Machtaspekt, von dem Dalal (2001) sagt, dass er in Foulkes Konzeption unterbewertet sei, deutlicher zum Tragen: Die habituellen Muster symbolisieren nämlich immer auch gesellschaftlich fixierte Machtpositionen, festgemacht an Geschlecht und Generation sowie ethnischen und sozialstrukturellen Merkmalen, die sich weitgehend unbewusst in der Gruppendynamik niederschlagen.

Die Verankerung der Grundlagenmatrix in übergreifenden gesellschaftlichen Kontexten impliziert aber nicht, dass soziale Kleingruppen, die über längere Zeiträume zusammen sind, keine Spielräume hätten, Bedeutungen abzuwandeln oder in bestimmten Grenzen auch neu zu konstituieren.

Schon bezogen auf Sprache ist die gesellschaftliche Festlegung nämlich keineswegs absolut, sondern belässt Spielräume: Die gemeinsame Sprache (beispielsweise Deutsch) ist in ihren Bedeutungen, Grammatik und Aussprache gesellschaftlich verbindlich festgelegt (kodifiziert beispielsweise im „Duden“), trotzdem gibt es unzählige regionale Abweichungen und wir wissen, dass letztlich alle sozialen Gruppen (einschließlich Familien) ihre eigene „Privatsprache“ mit spezifischen Konnotationen und Bedeutungsabweichungen bilden. Diese Privatsprachen sind Ausdruck der Dynamik und Geschichte der Gruppen, mithin deren dynamischer Matrix.

Vergleichbares gilt für die habituellen Ausdrucksformen (Körperhaltungen, Gestik etc.) und die durch sie symbolisierten sozialen Hierarchien und Machtpositionen. Auch sie sind, wengleich weniger eindeutig und verbindlich, aufgrund ihrer Bindung an gesellschaftliche Strukturierungen nur begrenzt verhandelbar und werden von den Mitgliedern eines Kulturkreises als selbstverständlicher und unhinterfragbarer Teil ihrer Identität wahrgenommen. Trotzdem können sie in einer Gruppe eine begrenzte Abwandlung im Sinne einer „privaten“ (d.h. gruppenspezifischen) Bedeutung erfahren, in der die Gruppengeschichte komprimiert ist. Genauso wie die in die Gruppe eingehende gemeinsame Sprache in gewissen Grenzen modifiziert werden kann, bestehen auch gesellschaftliche Toleranzen für die auf fundamentale soziale Dimensionen bezogenen nonverbalen Ausdrucksformen. Diese sind wegen des höheren Grades an Mehrdeutigkeit und Vagheit, der dem körperlichen Ausdruck eigen ist, mithin der größeren Schwierigkeit, ihn verbindlich zu kodifizieren (weswegen es auch keinen „Duden“ des körperlichen Ausdrucks gibt), vermutlich sogar größer als die Spielräume in der verbalen Kommunikation.

Wenn Foulkes sagt, dass die Gruppenmitglieder gemeinsam die Norm konstituieren, von der sie individuell abweichen, gilt dies also auch und in besonderer Form für die körpergebundenen Ausdrucksformen sozialer Bedeutungen und Werte. Therapeutisch intendiert ist dabei die Erweiterung von Spielräumen für individuelle Besonderheiten. Das heißt, in dem Maße, wie die Gruppe beispielsweise Abweichungen toleriert und aushält und damit Fixierungen (im psychoanalytischen oder auch habitustheoretischen Sinne) aufbricht, erweitern sich die Spielräume für die Individualität der Teilnehmer. Dies gilt beispielsweise für die in die Gruppe eingebrachten Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, aber auch für die Umgangsformen und Machtbeziehungen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ethnien (Dalal 1993).

Sofern die Annahme von Lorenzer zutrifft, dass die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen den Kern der Persönlichkeit der Individuen berühren, bekommt aus therapeutischer Sicht der Frage nach den *gesellschaftlich* bestehenden Toleranzen und Spielräumen gegenüber habituellen Prägungen entscheidende Bedeutung zu. Foulkes neigte diesbezüglich zu einer optimistischen Position und fraglos besteht ein wesentlicher therapeutischer Effekt eines akzeptierenden und nicht-direktiven Leitungsstiles, wie Foulkes ihn praktizierte, darin, dass durch ihn die Toleranz gegenüber individuellen Abweichungen gefördert wird. Auf der anderen Seite liegt hierin die von Dalal (1993, 2001) benannte Gefahr, dass die Auswirkungen verkörperter und damit unhinterfragt als „selbstverständlich“ angesehener gesellschaftlicher Zuordnungen und Machtpositionen für die Dynamik von Gruppenprozessen unterschätzt werden.

## Einige Konsequenzen für die Sicht auf gruppenanalytische und psychodynamische Praxis

Für die gruppenanalytische Praxis und psychodynamische Psychotherapie hat dieser Perspektivenwechsel zur Konsequenz, dass wir die noch immer weit verbreitete Vorstellung, der Kern der Therapie sei die Bewusstmachung zuvor unbewusst gewesener Gedanken oder Phantasien, korrigieren müssen. Die auch in gruppenanalytischen Falldarstellungen und theoretischen Abhandlungen immer wieder gebrauchte Formulierung von den „unbewussten Phantasien“ der Gruppenteilnehmer oder einer „unbewussten Gruppenphantasie“ ist aus dieser Sicht zumindest ungenau, wenn nicht gar irreführend. Phantasien oder Gedanken sind vermutlich nie anders als bewusst präsent, es gibt lediglich Zusammenhänge dieser Phantasien zu dem, was über das Körperempfinden unbewusst zum Ausdruck kommt und in Gestik, Mimik und Körperhaltung kommuniziert wird. Zwar besteht ein Zusammenhang zwischen körperlichem Empfinden und körperlichem Ausdruck mit Gedanken und Phantasien, dabei sind aber diese Phantasien (als unterstellt unbewusste) keineswegs Ursache des Verhaltens. Vielmehr spricht einiges dafür, dass das körperliche Empfinden und der körperliche Ausdruck Phantasien und Gedanken nahe legen und provozieren, die im Sinne von Analogien oder Ähnlichkeitsbeziehungen hierzu *passen*. Mit anderen Worten: Die Phantasien innerhalb einer Gruppe sind nicht Ursache der wahrnehmbaren Dynamik der Gruppe und der Äußerungen der Einzelnen, sondern es ist eher *umgekehrt*: Die sinnlich wahrgenommene und über körperliche Ausdrucksformen kommunizierte Dynamik der Gruppe ist der *Ausgangspunkt* für das Aufkommen bestimmter Gedanken und Phantasien. Für den Beobachter oder auch im Nachhinein kann es natürlich so erscheinen, als würden die Einzelnen oder auch eine ganze Gruppe im Sinne einer bereits vorgängigen (unbewussten) Phantasie handeln. Dieser Trugschluss liegt besonders nahe, wenn man die Eigenständigkeit der sinnlichen, körpernahen Kommunikation und eines zwar mit der Sprache eng verbundenen, aber auf diese nicht angewiesenen und auf diese auch nicht reduzierbaren Symbolsystems unterschätzt.<sup>8</sup>

Bezüglich der Frage nach dem *entscheidenden therapeutischen Faktor* eröffnen die von mir umrissenen theoretischen Überlegungen eine Perspektive, die aus dem Scheingegensatz zwischen einerseits *Katharsis* und andererseits *Einsicht* herausführt. Es spricht nämlich einiges für die Annahme, dass therapeutisch relevante Veränderung immer auf einem *Positionswechsel* in einem sinnlich-symbolisch konstruierten sozialen Raum basiert. Was ist damit gemeint?

An die Forschungen zur Struktur psychischer Repräsentanzen anknüpfend und hier besonders an Lorenzers Überlegung, dass die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen eine Schaltstelle der Persönlichkeitsentwicklung bilden, kann man annehmen, dass *Einsicht* im Sinne einer Veränderung auf dem Niveau deklarativen Wissens Produkt einer *vorhergehenden* Veränderung auf sinnlich-symbolischem Niveau ist. Mit anderen Worten: Der sprachliche Ausdruck im Sinne einer Selbst- oder Fremddeutung folgt dem eigentlichen Veränderungsprozess nach. Diese Annahme entspricht dem weitgehend gesicherten

---

<sup>8</sup> Obwohl in diesem Sinne die Annahme eines Wirkens „unbewusster Phantasien“ eine irrige Unterstellung ist, entbehrt sie doch nicht jeden praktischen Sinns. Insofern ist Dornes zuzustimmen, wenn er schreibt: „Eine unbewusste Phantasie ist oft gar nicht die Ursache oder der Grund des Verhaltens und Fühlens des Patienten, sondern sie ist manchmal ‚nur‘ die vom Analytiker vorgenommene (sprachliche) Um- oder Neuformulierung eines Wissens, das im Patienten in nichtsprachlich (prozedural) organisierter Gestalt existiert. Die sprachliche Formulierung ist aber zugleich eine Art (nicht aber notwendig die einzige; H.B.), dieses implizite Wissen explizit und bewusst zu machen, darüber kommunizieren zu können, seinen automatischen Ablauf zu hemmen und es so zu modifizieren“ (1997, S. 321)

therapeutischen Praxiswissen, dass erfolgreiche Deutungen in hohem Maße vom *Zeitpunkt* der Deutung abhängen. Der Analysand oder Patient muss sich in einem gefühlsmäßigen Zustand befinden, der die Annahme der Deutung nahe legt. Lorenzer übersetzt dies dahingehend, dass die Deutung einen szenischen Bedeutungszusammenhang wiedergeben muss, was nichts anderes heißt, als dass sie dem auf sinnlich-symbolischer Ebene kommunizierten entspricht.<sup>9</sup> Insofern gibt es Grund zum Zweifel, ob die verbale Deutung wirklich der Dreh- und Angelpunkt des therapeutischen Prozesses ist, wie etwa Freud und abgeschwächt auch Foulkes unterstellen. Denkt man nämlich die o.g. Modellannahmen zum Unbewussten konsequent weiter, führt dies zu der Annahme, dass die Veränderung unbewusster Strukturen in erster Linie über sinnlich-symbolische Kommunikation und die Veränderung des sinnlichen Erlebens erfolgt. Dabei erfasst der Begriff der Katharsis diesen Prozess nur ungenau und lediglich aus der subjektiven Perspektive des Individuums.

Aus der Gruppenperspektive betrachtet heißt das: Die *Gruppenszene* und die Position des Einzelnen innerhalb des szenischen Arrangements der Gruppe muss sich erst *verändern*, bevor sich dies im Bewusstsein in Form von „Einsicht“ niederschlagen kann. Dabei besteht zwischen dem innerpsychischen und dem gruppendynamischen Prozess ein unmittelbarer und enger Zusammenhang.<sup>10</sup> Therapeutische Effekte basieren auf einer Veränderung der Figuration (Elias) oder Matrix der Gruppe als sinnlich-symbolisch konstruiertem sozialem Raum und in diesem Prozess auf der veränderten Positionierung der Einzelnen. Auf dieser Ebene ist immer der Körper zugleich als Quelle von Empfindungen (Katharsis) und als Repräsentant und Ausdrucksmittel sozialer Symbolik angesprochen. Mit anderen Worten: Bezogen auf die für Psychotherapie relevanten Muster des Verhaltens, Fühlens und Denkens geht meines Erachtens „die Tat“ im Sinne sinnlich-symbolischen Handelns in der Regel der kognitiven Einsicht und „dem Wort“ voraus.<sup>11</sup> Sowohl Foulkes wie auch Moreno erfassten dies zumindest intuitiv, wenn sie dem „Hier und Jetzt“ in der Gruppe Priorität einräumten.

Vor diesem Hintergrund spricht viel für Formen der Gruppenleitung, die den Stuhlkreis tendenziell auflösen oder zumindest flexibel handhaben und auf sinnlich-symbolischem Niveau mit Bewegungen in der Gruppe experimentieren. Voraussetzung hierfür ist, dass die in Psychoanalyse und Gruppenanalyse immer noch verbreitete Auffassung überwunden wird, nach der sinnlich-symbolische Ausdrucksformen in erster Linie als „Agieren“ im Sinne eines therapeutischen Widerstandes interpretiert werden. Aufzugeben ist aber auch die therapeutische Illusion, letztlich alles Unbewusste aufdecken, d.h. verbalisieren zu können und zu müssen. Viel spricht dafür, dass auch in gelungenen therapeutischen Prozessen der

---

<sup>9</sup> "Daß Interpretationen niemals abstrakt-begrifflich sein dürfen, sondern stets das szenische Material ansprechen müssen, verweist darauf, daß die Schicht der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen nicht lediglich die *via regia* zur Erkenntnis des Unbewußten ist, sondern zentrales Arbeitsfeld der Kur sowie unerläßliche Durchgangsstufe der Strukturbildung des Patienten im Verlauf der Kur. Summa summarum: Die psychoanalytische Praxis fußt entscheidend auf der Schicht der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen als einem Durchgangspunkt der Persönlichkeitsbildung, als einem Angelpunkt der Konstitution von Subjektivität. Die Entwicklungslinie, auf die das Postulat ‚Wo Es war, soll Ich werden‘ emphatisch hinweist, verläuft über die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen." (Lorenzer 1984, S.163)

<sup>10</sup> Foulkes selbst hat anschließend an Elias die Denkgewohnheit, nach der wir „innere“ und „äußere“ Prozesse unterscheiden und trennen, in Frage gestellt. Bezogen auf das Matrixkonzept erweist sich diese Unterscheidung eher als hinderlich, da sowohl Gruppen- und Individualdynamik, als auch äußere und innere Prozesse unmittelbar miteinander verknüpft und letztlich nur unterschiedliche Betrachtungsperspektiven eines einheitlichen Prozessgeschehens ausdrücken.

<sup>11</sup> Damit ist eine Sichtweise eingenommen, die beispielsweise Battegays (1971) Modell von den Stadien der Gruppenpsychotherapie widerspricht. Bei Battegay geht die Katharsis der Einsicht voraus und auf die Einsicht folgt erst die „Wandlung“ im Sinne der Überwindung „eingeschliffener neurotischer Gewohnheiten“ (1971, S.59). Aus meiner Sicht geht zumindest die exemplarische Erfahrung einer „Wandlung“ (d.h. das Erlebens eines veränderten Handelns und seiner Konsequenzen) der Einsicht voraus – diese kann kathartischen Charakter besitzen, muss es aber vermutlich nicht.

Großteil unbewusster Kommunikation und Veränderung unbewusst und unerkannt bleibt. Dies mag von Therapeutinnen und Therapeuten subjektiv als Machtverlust empfunden werden, kann aber auch die Entlastung von einem überzogenen und der Realität nicht angemessenen Anspruch lückenloser Reflexion und Rationalisierung bedeuten. Die andere Seite dieser Neubewertung der therapeutischen Vorgänge wäre die Aufwertung „intuitiven“ Verstehens gegenüber rationalem Verstehen als einer eigenständigen und vollwertigen Verstehensform.

Unzweifelhaft besitzt besondere innerhalb von Gruppen die Konzentration auf die verbale Kommunikation den Vorteil einer Reduktion der Komplexität des Prozesses. Gerade Anfänger in der Gruppenleitung neigen deshalb dazu, sich ganz auf das gesprochene Wort zu fixieren. Der Nachteil ist, dass ihnen dabei der eigentliche Gruppenprozess und das, was Foulkes als dynamische Matrix der Gruppe bezeichnete, leicht aus dem Blick gerät. Dem gegenüber erhöht die Erweiterung von Handlungs- und Bewegungsspielräumen in der Gruppe die wahrnehmbare Komplexität des Prozesses, sie lässt aber im Sinne eines mehr intuitiv geleiteten Verstehensprozesses die strukturellen Muster innerhalb des Gruppenprozesses deutlicher hervortreten. Insofern ist es nicht erstaunlich, wenn Forst und Rasper in Auswertung ihres Experimentes mit nonverbalen Kommunikationsformen (bildnerisches Gestalten, Bewegungen, Trommeln etc.) in einer analytischen Gruppe feststellen: „Der transmodale Wechsel zwischen Verbalem und Averbalem, zwischen Bewegung, Lauten und bildnerischem Gestalten war erstaunlich mühelos möglich. Bewegungen, Worte, Töne können korrespondieren, sich interpretieren, einen Dialog miteinander eingehen, aber stets sind sie aufeinander bezogen, miteinander verbunden, wie dies – bezieht man alles, was sich in der Gruppe ereignet, auf die Matrix – ja auch nicht überrascht. Die Zunahme an Komplexität führt unserer Erfahrung nach nicht zu größerer Unübersichtlichkeit, Strukturelles tritt eher deutlicher zu Tage, dies mag mit dem Phänomen der Überdeterminiertheit zusammenhängen“ (1999, S. 68f.). Wesentlich ist dabei m.E. ihr Hinweis auf den Gruppenprozess und die Matrix als zentralem Sinnbezug. Nur über den Kontext der Gruppe (das „Hier und Jetzt“) wird es möglich, die unterschiedlichen Symbolebenen in ihren Bezügen zu erfassen. Noch deutlicher als in der auf die verbale Kommunikation beschränkten Gruppe wird hier, dass der Wahrnehmungsfokus professioneller Gruppenleitung nicht auf den Einzelnen und ihren Äußerungen liegen kann, sondern auf die Gruppe als Ganze ausgerichtet sein muss.

### **Literatur:**

- Battagay R (1971). Der Wandlungsprozeß in der therapeutischen Gruppe. In: A. Heigl-Evers (Hrsg.): Psychoanalyse und Gruppe, Göttingen, S. 53-61
- Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologische Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, P.: (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M.
- Brandes, H.(1992): Zum Umgang mit dem “kollektiven Unbewußten” in der Gruppe. In: Arbeitshefte Gruppenanalyse H. 2, 1992, S.30-43
- Brandes, H.(1994): Szene und Matrix. Die gruppentherapeutischen Konzeptionen von J.L. Moreno und S.H. Foulkes. In: Jahrbuch für Psychodrama, psychosoziale Praxis und Gesellschaftspolitik 1993, Opladen 1994, S. 19-42
- Dalal, F. (1993): Hautfarbe und Psychotherapie. In: Arbeitshefte Gruppenanalyse, H. 2/1993, S. 50-62
- Dalal, F. (1998) : Taking the Group Seriously. Towards a Post-Foulkesian Group Analytic Theory, Jessica Kingsley Publishers: London and Philadelphia

- Dalal, F. (2000): Commentary on Articles by Ralph Stacey and Philip Schulte, in: Group Analysis N.4 (33) 2000, S.545-546
- Dalal, F. (2001): Macht, Identität und Konflikt – eine post-foulkessche Perspektive. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, H.2 (37) 2001, S. 113-127
- Dornes, M.(1997): Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Ffm
- Foulkes, S.H.(1969): Comment on Mrs. M. Trappe's paper. Group Analysis Vol. II, No. 1, S. 42
- Foulkes, S.H. (1971): Access to unconscious processes in the analytic group. Group Analysis Vol. IV, No.1, S. 4-14
- Foulkes, S.H. (1974): Gruppenanalytische Psychotherapie, München (Neuausgabe 1992)
- Foulkes, S.H. /Anthony, E.J.(1973): Group Psychotherapy. The Psychoanalytical Approach. London 1973
- Forst, H./Rasper, B. (1999): Bewegung im Stuhlkreis. In: Arbeitshefte Gruppenanalyse 1999, S.54-70
- Freud, S. (1912): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. In: Studienausgabe, Ergänzungsband, Frankfurt 1975, S. 169-180
- Haubl, R. (1988): Kreativer Spiel-Raum und Gruppeninszenierung. In: J. Belgrad et al, Sprache - Szene - Unbewusstes. Frankfurt, M., S.237-272
- Lichtenberg, J. 1991): Psychoanalyse und Säuglingsforschung, Berlin u.a.
- Lorenzer, A. (1970): Sprachzerstörung und Rekonstruktion, Frankfurt/M.
- Lorenzer, A. (1977): Sprachspiel und Interaktionsformen, Frankfurt/M.
- Lorenzer, A. (1984): Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt/M.
- Mies, T.(1991): Geschlechterverhältnisse in der Gruppenanalyse. In: Arbeitshefte Gruppenanalyse 1/1991, S. 41-66
- Oberhoff, B.: Die Foulkes'sche Gruppenmatrix im Lichte der Säuglingsforschung. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik 3/1995, S. 191-211
- Stern, D. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings, Stuttgart
- Trappe, M. (1969): The pros and cons of combining analytic methods with action. In: Groupanalysis, Vol. I, No. 3, S. 136-138